

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 26.

Dienstag, 1. Februar

1927.

(22. Fortsetzung.)

Strandgut.

Roman von W. Fied.

(Nachdruck verboten.)

Am letzten Freitag des Januar war die Kirche in Wasserdorf ganz gefüllt von Schaulustigen, und diese so wohl wie die geladenen Gäste erklärten, es sei auf jeden Fall ein schönes Brautpaar gewesen; er so groß und männlich, und sie sehr niedlich auf eine gewisse zigeunerhafte Art. Im übrigen möge der liebe Herrgott geben, daß alles glücklich ablaufe und Meno Reintjema sich nicht zu arg verplempert habe.

Frau Anna war nicht in die Kirche gefahren und hatte dafür an ihrem Rheumatismus willkommenen und glaubhaften Vorwand. Daß sie auch an der Tafel nicht teilnehmen könne, schien weniger einleuchtend, und man verargte es ihr im stillen. Es hatte doch auch schon vor ihr Mütter gegeben, denen der Sohn eine unwillkommene Schwiegertochter ins Haus brachte, und die dennoch gute Miene zum bösen Spiel machten.

Schließlich war Reintjema doch wohlhabend genug, um sich eine bettelarme Braut leisten zu können.

Frau Anna hatte mit Eigensinn und Heftigkeit darauf bestanden, mit einem Teil ihrer Sachen in das Giebelzimmer zu übersiedeln, denn „so gehöre es sich für eine Altenteilerin“. Als man ihr endlich wohl oder übel den Willen ließ, war's ihr aber auch wieder nicht recht, und sie sah darin eine neue Belastung von Doralies Konto.

Gleich nach der Rückkehr von der Kirche stieg das junge Paar zu ihr herauf und fand sie, wie immer stridend, die Bibel — und zwar das alte Testament — aufgeschlagen vor sich auf dem Tisch.

„Liebe Mutter, Doralies wollte sich dir im Staat präsentieren“, sagte Meno und die Braut setzte schüchtern hinzu: „Ich möchte dich auch um ein gutes Wort bitten. Einen Segen, wenn du willst?“

Die alte Frau sah mit unbewegter Miene auf das junge Gesicht, das von der Kälte rosig angehaucht unter dem Schleier hervorsah.

„Den Segen hat euch ja schon der Pastor gegeben. Ich versteh' mich nicht auf so was.“

„Sag uns den Hauspruch. Du hast mir selbst mal erzählt, daß Menos Großvater dich damit begrüßte, wie du als junge Frau ins Haus kamst“, sagte Doralies mit übermenschlicher Anstrengung und meinte, daß dies der härteste Augenblick ihres Lebens sei, aber Meno sollte doch mit ihr zufrieden sein.

„Das war was anderes. Da war ein Sohn, der nach seines Vaters Einwilligung gefragt hatte. Na, 's ist gut. Geht nur jetzt und amüsiert euch.“

Einen Augenblick blieb es still. Die Blicke der alten Frau stirrten von einem zum andern als warte sie auf etwas. Vielleicht wäre sie so gnädig gewesen, mitzukommen, hätte man sie noch einmal und dringender gebeten, aber jedes Ding hat seine Grenzen.

„Komm, Doralies“, sagte Meno, indem er die junge Frau bei der Hand faßte. Er war tief gekränkt.

„Schick mir nichts zu essen herauf“, rief Frau Anna ihnen nach. „Ich habe gar keinen Appetit.“

Die Kochfrau aus der Stadt hatte ihre Schuldigkeit getan, und das Mahl verlief soweit ordnungsgemäß, aber man spürte doch an allen Ecken und Enden, daß

keine liebevoll geschäftigen Mutterhände für Schmutz und Fülle gesorgt hatten. Es kam auch keine rechte Stimmung auf; das Jungvolk fehlte, und die Musik fehlte, denn Meno hätte es für unpassend gehalten, wenn unter diesen Umständen getanzt worden wäre. Man tafelte und trank zwar nach Kräften, aber man brach zeitig auf und schon vor Mitternacht wurden die Wagen bestellt. Nachdem Meno die letzten Gäste hinausbegleitet hatte, lehrte er zu Doralies zurück, die am Tisch stand und mit einer Art nervöser Geschäftigkeit Gläser zusammenräumte.

„So, jetzt sind wir sie los“, rief er im Hereintreten. Ordentlich übermütig klang's. „Nestvogel, jetzt hat du dein eigenes Nest gefunden.“

„Ja, du hast es mir gegeben.“

Er küßte sie: „Ein paar Dornen stecken noch darin, aber mir ist nicht bange. Wir werden sie schon herausziehen.“

Der Wind hatte ihm das schlichte blonde Haar über die Stirn geweht, das gab seinem Gesicht einen eigentümlich kühnen Ausdruck. So mochten seine Vorfahren, die seefahrenden Friesen, ausgesehen haben, oder jene, die einst im verbissenen Trotz ihre Freiheit gegen die gepanzerten Ritter des Erzbischofs von Bremen verteidigt hatten. Davon wußte nun Doralies freilich nichts, aber um so deutlicher empfand sie die ruhige und zuverlässige Kraft seiner Persönlichkeit.

„Du bist so stark und so gut, Meno, du wirst aufpassen und mir helfen, daß ich nicht zuviel verkehrt mache.“

Es kam ungesenkt heraus, aber er verstand, wie es gemeint war und es gab ihm frohe Hoffnung für die Zukunft.

Mit der Hoffnung hieß es zunächst freilich sich begnügen, denn die beiden, die sich zu einer Einheit zusammenschließen sollten und wollten, fühlten beständig die Nähe eines fremden Elements, das sie innerlich wie äußerlich nie ganz zur Ruhe kommen ließ. Frau Anna Reintjema, die eifrige Bibelleserin, wäre tief beleidigt gewesen, hätte man ihr gesagt, daß sie im Hause die Rolle der typischen bösen Schwiegermutter spiele. Da sei Gott vor. Aber wenn eine alte erfahrene Hausfrau beständig merken mußte, daß so manches anders war und lange nicht mehr so nach der Schnur wie bisher, daß das unbedarzte Göffel von Nachfolgerin es immer wieder am nötigen Überblick fehlen ließ, so daß zum Beispiel, auf den Steintöpfen mit eingekalkten Bohnen aus Mangel an rechtzeitiger Aufsicht sich eine Schimmelschicht hatte bilden können, war's da nicht sehr milde, sehr rücksichtsvoll, wenn man sich auf berebtes Mienenpiel und ausdrucksvolles Achselzucken beschränkte? Denn natürlich wünschte man Frieden, wünschte in Ergebung das Kreuz zu tragen, das einem nun einmal auferlegt worden war. Ganz ehrlich war sie überzeugt, daß es ihr nur um das Hausfräuliche gehe, um das Gedeihen der Wirtschaft. In Wahrheit aber rang sie um ihres Sohnes Seele. Von Doralies wollte sie ihn wieder hinüberziehen zu sich selbst, wollte

die alten Zeiten zurückzwingen, da sie seine einzige Gefährtin und Vertraute gewesen war und, und gelegentlich dachte sie, daß es ihr am Ende doch gelingen werde, die Macht des „Gössels“ über ihn zu brechen. Jeden Abend in der Dämmerung kam Meno auf ein Stündchen zu ihr herauf. Darauf hielt er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, obwohl er manchmal lieber mit Doralies in der Sofaede gelesen hätte. Dann hieß es wohl: „Na, mein alter Junge, wie geht dir's denn? Kriegst du etnigermassen dein Recht?“ Oder: „Zum Frühling, wenn die Arbeit losgeht, stell nur noch ein Mädchen ein. Sie wird ja sonst gar nicht fertig.“ Unendliche Geringschätzung lag in diesem „sie“. Oder: „Sag' ihr doch, daß sie den guten, braunen Rod nicht immer schon am Morgen trägt. So reich bist du auch nicht, daß du ihr egal neue Kleider kaufen kannst. Sie hat eben von der adeligen Pflegemutter her noch so allerhand verschwenderische Rücken an sich.“ — „Warum gehst du denn schon wieder, Meno? Mault sie dir sonst was vor, daß du zu lange bei deiner Mutter bist?“

Mit Eiferjucht wachte sie über die Zeit, die der Sohn ihr widmete. Und blieb er einmal etwas länger, so jubelte ihr Herz. Kam etwa schon die Zeit, da er Doralies als das erkannte, was sie in Wahrheit war — ein Gössel? Aber dann kam sie doch immer darüber zu, daß Meno seine junge Frau im Arm hatte und sie küßte, oder ihr mit Blicken folgte, die wirklich nicht nach Gleichgültigkeit oder Unzufriedenheit aussahen. Dann waltete heiß und gehässig eine Abneigung in ihr auf, der sie gar nicht gebieten zu können glaubte, die ihr den Naden steifte und ihren Blick hart machte. Sah sie in solcher Gemütsverfassung am Mittags- und Abendtisch, so ging von ihr ein Kältestrom aus, der gar keine Behaglichkeit aufkommen ließ.

„Wenn du mich lieb hast, so zeig mir's, indem du gegen meine Mutter geduldig und liebevoll bist“, hatte Meno gesagt, und man mußte es Doralies lassen, sie tat, was sie konnte. Immer wieder ging sie an das schwere Werk heran, wenn auch manchmal mit zusammengebißnen Zähnen und Tränen in den Augen. In dieser Zeit lernte sie zum erstenmal Opfer bringen und genoß eine Schulung, die alles in Schatten stellte, was ihre bisherigen Erzieher je an ihr versucht hatten. Aber bisweilen verließ sie der Mut.

„Ist schaff's nicht, Meno. Es wird nie was werden mit Mutter und mir. Sie mag mich nun mal nicht.“

„Es wird schon kommen“, tröstete er. „Im Grunde sind Mutter und ich einander ähnlich. Also wenn ich dich lieb habe, warum sollte sie dich nicht auch lieben können?“

Als in den Wiesen das üppige Gras der Sense entgegenwuchs und in den Flußwindungen die weißen Wasserrosen sich erschlossen, wußte Meno noch besseren Trost.

„Es wird alles schön und gut werden, sobald erst der Junge da ist. Daß sie nur erst Großmutter sein.“

Er freute sich so unsäglich, und seine Stimme hatte vor Bewegung geschwankt, als er seiner Mutter zum erstenmal von dieser Hoffnung sprach. Sie aber war ihm lachend und schluchzend um den Hals gefallen, denn keine Reichsgräfin hätte erpicht auf den Fortbestand der alten Familie sein können als sie. Meno — ihr Meno — würde einen Sohn haben und der Reintsema-Hof einen Erben. Alles Kleinliche, Häßliche und Eifersüchtige schien von dieser Freudenwoge hinweggespült worden zu sein, aber mit der Zeit kam es doch wieder zum Vorschein, denn die Wogen des Glückes haben es mit denen des Leides gemeinsam, daß sie sich allmählich verlaufen. Ah, daß es auch gerade das „Gössel“ sein mußte, dem die Reintsemas diese Freude verdankten. Das Kind von der Landstraße mit dem Edelmanns-Anstrich. Nein, Frau Anna kam nicht darüber hinweg! Wie das überhaupt werden sollte, wenn später ein Göhr das andere betreiben sollte? Ah Gott, wenn der Junge wenigstens ein richtiger blonder Frieser wurde, und nicht etwa so ein halber Tataar mit braunen Augen und krausem Haar. Die Blicke, mit denen sie Doralies besauerte, wurden bald wieder sehr kritisch und argwöhnisch — —

(Fortsetzung folgt.)

Fahrt ins Unbekannte.

Von Siegfried von Begejaß.

Die Glocke läutet heftig, die Hunde bellen wie toll, ein Gilbriek fliegt ins Haus. Ein unbekanntes Theater einer ebenso unbekannten Stadt ladet mich völlig überraschend zur Aufführung eines meiner Theaterstücke ein. Die Stadt heißt Graz.

Wo liegt Graz? Meine Frau versichert mir, in Thüringen. Auf alle Fälle sehe ich mir doch die Karte an. Endlich finden wir den Namen irgendwo im Süden. Ein ziemlich bider Punkt. In einem älteren Nachschlagewerk werden 170 000 Einwohner angegeben. Es lohnt sich vielleicht doch, hinzufahren. Am meisten lockt mich aber das Unbekannte, Geheimnisvolle dieser fremden Stadt.

Wenige Stunden darauf sitze ich im Zuge. Passau dämmert im Nebel vorüber, unheimlich, wie eine Vision von Rubin. In Linz genügt der Aufenthalt, um mich von der Güte der berühmten Linzer Torte zu überzeugen. Die Donau ebene verschwindet. Steile, rostbraune Waldbänge, felsig, fast-weiße Bergstuppen rücken immer näher, der Zug bohrt sich ins Gebirge. Kupferrot flammen die Faden und Hörner im Licht der sinkenden Sonne. Es dunkelt schnell. Zwischen schwarzen Wollenballen und schroffen Felswänden springt der Mond, bald rechts, bald links, über den Zug. Man weiß nicht, was Berge, was Wolken sind. Ein Meer von Lichtern blüht auf: Graz.

Ist es nicht beglückend, in eine völlig fremde Stadt zu kommen, in der du keine Menschenseele kennst? Die Straßen triebeln vom Leuten, die schwachen, sich begrüßen, lachen und weiter gehen. Du allein fährst wie ein Gestorbener, wie einer aus einer anderen Welt, durch diese Menschenmenge, an deren Leben du keinen Teil hast.

Durch enge, winklige Gassen, über wundervolle, anheimelnde Plätze, auf denen die roten Lämpchen der Markthuben reihenweise über Bergen von Obst, Backwerk, gelben Äpfeln und weißen Chrysantemen flimmern und die Bratpfannen der Maronen-Weiber dampfen, bringst mich das Auto zum Hotel am Latominiplatz. Sogar das Hotel, diese Allerweltseinrichtung, dieses Überall-und-Nirgends-Zuhause, hat hier in Graz etwas Persönliches, Eigenartiges. Der in Rot, Gelb und Silber gehaltene, gewölbte Speisesaal ist einer der schönsten, die ich kenne.

Am anderen Tag laufe ich wie im Traum umher. Welch eine merkwürdige, zauberhafte Stadt. Schon die Lage ist hinreichend. Nicht eingeeengt in ein Tal, aber auch nicht ausschweifend ins Grenzenlose, liegt Graz zwischen den Ausläufern des Gebirges und der sich nach Süden öffnenden Ebene um den steilen Schloßberg, ganz in diese herbe und doch liebliche, nordisch-südliche Landschaft gebettet. Und wie die Landschaft, der die Stadt entwachsen ist, so ist auch ihr Charakter, der Stil ihrer Architektur. In den Laubengängen am Marktplatz, in den wundervollen alten Höfen des Krebientellers, des Landhauses, weht italienische Luft, aber die Säulen und Bogen sind ins Steiermärkische übersetzt, ins Urwüchsige, fast Schmudlos-Nüchterne.

Und was für Kirchen! Welch ein Reichtum von herrlichen Barockportalen, geschwungenen Fassaden, prachtvoll gegliederten Türmen, lustigen Zwiebeln und herrlichen Kuppeln! Das Mausoleum neben dem Dom ist so schön, daß man laut aufschreien möchte. Nur das klägliche neue Rathaus wirkt gerade in dieser Umgebung besonders fatal: es ist wohl der südlichste Ausläufer wilhelminischer Pracht-Architektur! Etwas besser, aber auch nicht beruhend, ist das Stadttheater, das frühere Opernhaus am Ring, ein mächtiger Bau, der gegen 2000 Zuschauer faßt, und in dem bei meiner Ankunft Wassermann gastierte.

Den schönsten Blick über die Stadt hat man vom Schloßberg: auf das Gewirr der rotbraunen Schieferdächer, die vielen Kirchtürme, das weit bis zu den blauen Höhenzügen Süßlawiens ausgebreitete Land im Süden, und auf das im Westen und Norden dunkel aufsteigende Gebirge.

Wie kommt es, daß Graz so unbekannt ist? So unbekannt wie der Fluß, an dem diese herrliche Stadt liegt, und der Mur heißt. Und mit dessen Kullerstetten, den sogenannten „Mur-Röderln“, viele ihrer Straßen und Plätze gepflastert sind. Wer in diese Gegend kommt, der fährt ins Gebirge oder an die Adria. Es ist das Schicksal dieser Stadt, daß man an ihr vorbeifährt. Ihr Schicksal — aber vielleicht auch ihr geheimes Glück.

Denn abseitig, wie die Stadt, sind auch ihre Bewohner. Der Steiermärker soll von Natur Eigenbrötler und Einsiedler sein: ein jeder lebt für sich. Auch bei flüchtigem Besuch bekommt man den Eindruck, daß sich die Menschen hier vom Oberösterreicher, vom Wiener, auch vom Tiroler, wesentlich unterscheiden. Der Steiermärker ist herber, in sich gekehrter, nachdenklicher, verträumter, es fehlt ihm die Behendigkeit und Leichtgläubigkeit des Wiener, jene Lebens-

würdigkeit, die zwar entzündend ist, aber zu nichts verpflichtet. Die Menschen in Graz sind mehr als lebenswürdig: sie sind herzengut.

Auf der Rückfahrt über Salzburg packt mich leises Heimweh — nach der fremden und doch schon so vertrauten Stadt.

Ein feucht-fröhlicher Imam. *)

Von Hugo von Köller.

Das bulgarische Kavallerieregiment, dem ich auf Befehl des ersten Bulgarenfürsten Alexander, Prinz von Battenberg, als einziger deutscher Offizier in der Armee angehörte, war nach Schumla zusammengezogen. Während zwei Jahren hatten die vier Sotnien (Schwadronen) einzeln im Kampfe gegen die türkischen Räuberbanden gestanden. Ich hatte mit meiner Schwadron in der Dobruška, an der rumänischen Grenze und in den Urwäldern des Tirmoweer Balkans gegen Insurgenten und Banditen gekämpft, und hätte froh und zufrieden sein können, endlich einmal Ruhe zu haben. Aber nach diesem mühsamen Guerillakrieg kam mir das Garnisonleben wie ein bequemes Nichtstun vor. Zerstreungen und Abwechslungen, wie sie dem Offizier in Deutschland geboten wurden, gab es hier nicht. Schumla war ein elendes Nest.

Die umliegenden Berge und Wälder aber erweckten in mir die alte Leidenschaft für die Jagd. Das war noch etwas, das mich für alles Fehlende hätte entschädigen können. Ich war mir zwar keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß ich in dieser, mir absolut fremden Gegend, von der ich nicht einmal wußte, ob hier überhaupt Wild vorkam, geschweige denn dessen Stand, Wechsel usw. kannte, anfangs wenigstens erfolglos jagen würde. Trotzdem wollte ich versuchen, in mond hellen Nächten auf Anstand irgend ein Wild zu Gesicht zu bekommen.

Mein Bursche Nito war höchst erstaunt, als ich ihm eines Abends den Befehl gab, anzupacken und mich in die Berge zu fahren. Ich packte ein reichlich bemessenes Abendbrot mit dem unentbehrlichen Wodka und Wein ein, nahm alles nötige Jagdzeug mit und fuhr auf gut Glück hinaus in die Wälder.

Nachdem ich etwa zwei Stunden angestrengt hatte, ohne auch nur ein einziges jagdbares Stild gesehen zu haben, wurde mir die Sache langweilig, und ich beschloß, mir ein schönes Plätzchen zu suchen, wo ich in aller Ruhe mein Abendbrot verzehren, und mein enttäuschtes Jägerherz mit Alkohol trösten konnte. Talwärts fahrend entdeckte ich ein idyllisch gelegenes Dörfchen, das, vom hellen Mondlicht überflutet, einen äußerst anheimelnden Eindruck machte. — Man war ja so bescheiden geworden!

Gleich am Eingang zum Dorf sah ich einen, für dortige Verhältnisse recht hübschen, gut gepflegten Garten, der zu einem kleinen, augenscheinlich türkischen Häuschen gehörte. Gebüsch von aller Art Biersträuchern umrahmten einen Rasenplatz, in dessen Mitte ein mit klarem Wasser gefülltes Bassin lag. Ich hielt meine Pferde an, stieg vom Wagen, und da die Gartentür nicht verschlossen war, trat ich ein. An dem Bassin ließ ich mich nieder, mein Bursche brachte die Futterkiste und den Samowar.

Während ich noch damit beschäftigt war, mich häuslich einzurichten, näherte sich mit schlürfenden Schritten eine dunkle Gestalt. Ich erkannte einen Mann in langem schwarzen Kaftan mit einem Turban auf dem bärtigen Haupt.

„Aşhamlar hair olsun“ (Möge Ihr Abend ein glücklicher sein), begrüßte mich der geistliche Herr, und ich erwiderte den Gruß. „Sie sind wohl der Besitzer dieses Grundstücks, Hodja Effendim?“ (etwa: Herr Pastor). — „Der bin ich, — der Imam dieses Ortes.“ — „Gestatten Sie mir, daß ich hier in Ihrem Garten mein Abendbrot verzehre?“ — „Bitte sehr; aber warten Sie noch einen Moment,“ sagte der Imam und verschwand in der Richtung auf sein Haus. Nach wenigen Minuten kam er zurück mit einer großen Rohrmatte, die er für mich ausbreitete, und einem Krug frischen Wassers. — Er setzte sich mit untergeschlagenen Beinen mir gegenüber, drehte sich eine Zigarette und sah interessiert zu, als ich meine Schätze auspackte.

Inzwischen hatte Nito den Samowar angeheizt, Wodka und Wein vor mir aufgebaut und sich dann mit seiner Portion Abendbrot zurückgezogen, um die Pferde zu füttern.

Als ich mir den ersten Wodka eingoß, fragte ich den Tüken, ob es ihm auch nicht unangenehm sei, wenn ich in seiner Gegenwart Wodka und Wein tränke, da doch seine Religion den Alkoholgenuß so streng verbiete? — Nein! Das macht ihm gar nichts. Er sah mir zu, wie ich den Wodka trank und fragte: „Naki dir?“ (Ist das Schnaps?). — „Ja, wohl, Effendim. Das ist russischer Wodka.“ Da streckte der Imam die Hand aus und machte mir ein Zeichen, ihm auch

ein Glas einzuschütten. Nachdem er seinen Turban respektvoll abgenommen und neben sich gestellt hatte, goß er mit einer fabelhaften Gewandtheit den Schnaps hinter die Binde. Auch ein zweites und ein drittes Glas nahm er mit Vergnügen. — Wie ich eine Flasche Wein entorken wollte, hielt der Imam mich zurück und sagte mit verschmitztem Lächeln: „Warte einen Moment,“ sprang auf und eilte ins Haus. Bald erschien er wieder mit einem großen Steintrug im Arm. Schon fürchtete ich, er wolle mir mit einem besonders gutem Wasser aufwarten, für das die Türken ein so großes Verständnis haben. Aber zu meinem Erstaunen war das umfangreiche Gefäß angefüllt mit — Wein. Und zwar eine recht gute Marke Landwein.

Wir leerten den Krug in flottem Tempo, — zwischendurch immer mal ein Gläschen Wodka. „Bundan daha iyi var,“ (Ich habe noch einen besseren als diesen), sagte der geistliche Herr und — schwenkte mit dem leeren Krug ins Haus, um ihn gefüllt wieder zu bringen. Der Imam hatte meiner Ansicht nach den Anschluss bereits erreicht. „Junge, Junge!“ sagte ich lächelnd, „wenn das dein Allah und sein Prophet sehen!“ — „Die haben im Paradies anderes zu tun, als hier auszuheben, was wir trinken,“ erwiderte der Imam mit schwerer Zunge. „Bedenke nur,“ fuhr er fort, „wie viele Muselmanen es auf der Welt gibt! Wenn Allah und sein Prophet sich bei jedem einzelnen darum kümmern sollten, was er isst und trinkt, — das wäre zuviel verlangt.“ — „Was aber sagen deine Glaubensgenossen hier im Dorf dazu?“ fragte ich dreist. „Effendim, die laufen auch, — natürlich auch nur im Geheimen. Die Hauptsache ist, daß unsere Frauen nichts merken!“ Nachdem der Imam — ganz gegen die türkischen Sitten — selbst angefangen hatte, von Frauen zu sprechen, genierte ich mich auch nicht mehr und fragte: „Wie so denn? Eure Frauen haben doch nichts zu sagen?“ — „Das ist leeres Geschwätz, Effendim. Sie sagen bei uns mehr, als bei Euch.“ — Ich lachte und fragte dann: „Hast wohl Angst vor deinen Frauen?“ — „Effendim, du kennst sie nicht! Früher, als sie noch jung und hübsch waren und noch Respekt vor mir hatten, — das war eine schöne Zeit! Aber jetzt sind sie alt, häßlich und wahre — Scheitans!“ (Teufel.)

Mitternacht war längst vorüber als ich der Kneiperei ein Ende machte und zum Aufbruch rüstete. Mühsam erhob sich der Mann im Kaftan und Turban; er wollte mir die Hand drücken, fand sie aber nicht. Mit seinem leeren Krug und der Strohmatten beladen torstellte er dem Hause zu. Plötzlich blieb er stehen, wandte sich um und sagte, mit dem Augen zum Himmel gerichtet: „Allah! Jetzt gib nur, daß meine Frauen mich nicht sehen.“ — „Aha,“ rief ich ihm zu. „Vorhin ging es deinen Allah nichts an, als du Schnaps und Wein trankst, und jetzt rufst du ihn zu Hilfe gegen deine Frauen!“ — „Effendim,“ sagte er, „ich habe mehr Angst vor meinen Frauen, als vor Allah und seinem Propheten.“ Ich mußte wieder über diesen komischen Kerl lachen. Da kam er mir noch einmal näher und fragte: „Sind Sie verheiratet?“ — „Nein, Effendim.“ — „Wir Muselmanen müssen heiraten. Wenn Sie es als Christ nicht brauchen, — tun Sie's nicht!“

Radio.

Eine Fabel von Max Savel.

Die Bestandteile eines Radio-Lampen-Apparates unterhielten sich einmal über ihre Wichtigkeit.

„Wir sind wohl die unentbehrlichsten“, riefen die Kopfhörer, „denn wenn wir nicht da sind, hört sich das Hören an!“

„Borausgesetzt, daß ihr durch uns richtig eingepakt seid!“ sagten die Kontakte kurz.

„Na, und wir?“ leuchteten die Lampen auf, „wenn uns der Jaden ausgeht, herrscht lautlose Finsternis!“

„Ich bin alles!“ warf der Akkumulator mit der Säure hin, die ihm eigentümlich ist.

„Sofern ich dabei bin!“ ergänzte die Anodenbatterie gewichtig.

„Und wir?“ piepsten die Drähte mit dünner Stimme, „wer stellt denn die Verbindung mit Erde und Luft her? Das sind wir! Denn schließlich ist das Hörsche beim Radio ja doch die Hochantenne!“

Der Mensch hatte diese Unterhaltung mitangehört und wollte sie mit bedeutender Überlegenheit beendigen.

„Ihr alle seid meine Erfindung, meine Geschöpfe!“ sagte er. „Ich habe euch gemacht, ich bediene mich eurer! Erst bis ihr meinen Laut vernehmet, meine Musik, meine Dichtung, meine Sprache und mein Wissen, erst dann seid ihr zu etwas nützlich! Ich bin es, der euch geschaffen hat!“

Aber der gewaltige Geist des Lebens, aus dem aller Geist fließt und aller Stoff Formung und Zweck erhält, der gewaltige Geist des Lebens, der auch den Menschen erschaffen hat — dieser Geist schwieg stille.

*) Türkischer Geistlicher.

Die Welt der Frau

Was Frauen können.

Die Eignung der Frau im Beruf.

Von Käthe Bruckat-Schneidermann.

Die Frau von heute ist vielfach gezwungen, am Erwerbsleben teilzunehmen. Die Zeit ist vorbei, in der sie dies lediglich auf indirekte Weise tat, indem sie nämlich das Erworben des Mannes durch kluges Haushalten und Einteilen vergrößerte und an seinem Beruf — abgesehen von der kleinen Handwerkers-, Kaufmanns- oder Landwirtsfrau — nur insofern teilnahm, als sie ihm die Erziehung der Kinder, wie die täglichen Kleinigkeiten abnahm und ihm Störungen in seiner Tätigkeit möglichst fernhielt. Es mag auf Seiten des Mannes wie der Frau viele geben, die dieser Zeit, als der guten, alten nachtrauern und in mehr als einer Hinsicht gewiß mit Recht. Immerhin: Man kann Vergangenes nicht zurückrufen und wird sich vergeblich gegen die Gewalt der Verhältnisse stemmen. Schon aus dem allereinfachsten Grunde, weil nicht genügend Männer da sind, die für sie sorgen könnten, müssen die Frauen heute den Kampf ums Dasein aktiv und direkt aufnehmen, und es liegt in der Natur der Sache, daß sie sich in diesem Kampfe mit mehr oder weniger Erfolg auch auf Gebiete begaben bzw. immer mehr begeben, die bislang den Männern vorbehalten schienen.

Wie bewährt sich nun im allgemeinen die Frau im Beruf, und für welche Berufsarten bringt sie besondere Eignung mit?

Von ausgesprochener und regelrechter Frauenberufstätigkeit kann man ja eigentlich erst seit etwa der Mitte des vorigen Jahrhunderts sprechen; auch als man mehr oder weniger notgedrungen immer mehr dazu überging, Frauen zu beschäftigen, tat man dies noch in der Überzeugung, daß die Frau sich lediglich für untergeordnete Tätigkeit eigne. Man sprach ihr u. a. die Leistungen und körperliche Widerstandsfähigkeit, das sachliche Denken, das Organisationstalent und den nötigen Berufsgeist ab, um führende Stellungen zu bekleiden. Es gibt noch heute zahlreiche Stereotype, die eine ähnliche Meinung behaupten, unbeschadet der Tatsache, daß die Frauen sie durch die Tat tausendfach widerlegt haben und widerlegen. Mag man die außerhäusliche Frauenberufstätigkeit als ein Übel betrachten, so wird man doch heutzutage nicht mehr abstreiten können, daß dieses Übel ein notwendiges sei, und daß viele Berufszweige der Frauenarbeit einfach nicht mehr entraten können. Auch ist die Zahl der in leitender Stellung oder selbstständig berufstätigen Frauen heute bereits weit größer, als man gemeinlich annimmt.

Für welche Berufe eignen sich nun Frauen besonders — oder: Was können Frauen besser, als der Mann?

Man ist versucht, als Beantwortung dieser Frage zu allererst die sogenannten natürlichen Frauenberufe zu nennen, namentlich die, welche sich auf hausfraulicher Grundlage aufgebaut haben, so etwa die Kochkunst. Gerade hier aber ergibt sich die überraschende Tatsache, daß die Führung auf dem Gebiete unbedingt dem Manne verbleibt. So gesucht und gut bezahlt eine gute Köchin ist, so selten ist sie. Es gibt zahlreiche berühmte Köche, die zum Teil geradezu historische Persönlichkeiten geworden sind, aber bis in die neueste Gegenwart hinein sind wirkliche Kochkünstlerinnen äußerst spärlich gesät und kaum bekannt. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß wir manche Hausfrau ob ihrer kulinarischen Fähigkeiten etwa auf dem Gebiete der Resteverwertung oder irgend welcher Spezialgerichte eine „Künstlerin“ nennen dürfen.

Ähnlich ist es mit der Nähmadel, dem ureigensten Attribut der Frau. Zahlenmäßig sind in der Schneiderei und der Putzmacherei weit mehr Frauen als Männer beschäftigt; trotzdem lag bisher die letzte Führung und das Schöpferische doch noch beim Manne, und erst in letzter Zeit fangen — nicht zuletzt auf Grund verbesserter und erweiterter Fachausbildung — auch die Frauen an, sich auf diesem Gebiete besonders hervorzutun.

Interessant ist es, daß dagegen die Frau im Kunstgewerbe, namentlich in gewissen Zweigen desselben, wie Stickerie, Weberei, Spitzenstickerei, ferner Modedesignen, Wohnungsausstattungen und Tafelschmuck, Blumenbinderei und auch in der Schaufensterdekoration dem Manne vielfach überlegen ist. Hier besitzt die Frau die Fähigkeit des intuitiven Schaffens, des Sich-Einfühlenskönnens.

Vom Schaufenster ist es nicht weit in den Laden: Wie plant sich die Frau zur Verkäuferin? Im allgemeinen

schon sehr gut; im besonderen gibt es Artikel, bei deren Verkauf die Frau schlechterdings nicht zu entbehren ist, so u. a. in der Konfektion bei Wäsche, Spitzen, Bändern und dergl. Hierbei spielt schon das psychologische Moment mit: Die Frau ist die geborene Psychologin und erzielt, eben weil sie ihre Geschlechtsgenossinnen psychologisch zu behandeln, also zu „nehmen“ weiß, auch in schwierigen Fällen größere Erfolge, als der Mann.

Das Wort Psychologie bringt uns auf diejenigen Berufe, die der Psychologie als Rüstzeug bedürfen: Hierher gehören die pflegerischen und die erzieherischen Berufe. In der ersten Kategorie, namentlich der Kranken- und Wohlfahrtspflege, die beide ja auch stark an die natürlich-mütterlichen Instinkte der Frau appellieren, ist sie die unbestrittene Führerin. In der Lehrtätigkeit ist die Eignung der Frau verschieden, insbesondere gibt es mehr gute Lehrerinnen, als wirkliche Charakterbildnerinnen. Merkwürdigerweise gibt es zahlreiche Frauen, die lieber und mit mehr Erfolg Knaben erziehen, als Mädchen, obgleich man eigentlich das Gegenteil annehmen sollte.

Erkennlich und schmeichelhaft ist endlich noch die Feststellung, daß in allen den Tätigkeitsgebieten, die peinliche Genauigkeit, Gleichmäßigkeit, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, aber auch Anpassungsfähigkeit und schnelles Erfassen erfordern, die Frau unbedingt bevorzugt wird. Hierher gehören gewisse Fabrikationen, ferner erzielt im kaufmännischen Leben die Stenotypistin, die Sekretärin, die Buchhalterin, die Aufichtsdame usw. größere Erfolge als der Mann. Vor allen Dingen eignen sich Frauen für Vertrauensposten, etwa als Beschließerinnen, Wirtschaftserinnen und dergl. im Hotelgewerbe usw., um so mehr, als sie bei nur einigermaßen befriedigenden Arbeits- und Gehaltsverhältnissen eher als der Mann geneigt sind, sich mit dem Betriebe zu identifizieren und ihre Arbeit Liebzugewinnen.

Mal was anderes!

Vorschläge für den Küchensettel.

In jedem Haushalt ist immer einmal Bedarf an lederen sogenannten „kleinen“ Gerichten. Wie bist man sich da? Wenn Besuch zu Mittag kommt, bereichert man den Küchensettel um ein Vor-, Zwischen- oder Nachgericht. Dabei ist die Parole oft: „Was schnell geht und nicht zuviel kostet!“ Wie war's also mit Fleischbrühe in Tassen mit Sardellen, Käse- oder Leberbrötchen? Oder mit Tomaten mit Kalbfleischsauce gefüllt und Parmesantäfelchen überstreut nach der Suppe? Oder Reispasteten in den netten kleinen feuerfesten Porzellanförmchen (Reis, Fleischsauce und Pilze schichtweis angeordnet, mit Eiermilchsaft übergossen und goldbraun gebacken). Oder gebackenes Kalbshirn mit Endivien- oder Feldsalat, oder Plinken mit Schnittlauch, oder ein Fischpudding mit Tomaten- und ein schöner Schellfisch oder Kabeljau, schichtweise mit etwas noch vorhandenem, fertiggekochten Sauerkraut in der Form gebacken, wäre brauchbar für diesen Zweck und zugleich eine gute Resteverwendung.

Für den Abendstisch kämen Nierenstechnitten zum Tee in Frage, oder (Resteverwertung!), geschmeckter Kalbsbraten (in Ei und Zwieback gewälzte und schnell gebratene, nicht zu dünne Bratensteifen) mit Kartoffelsalat oder Salat von gekochten Endivien oder Chicoree. Endlich wäre ein kleines Filet auf englische Art (d. h. in der offenen Pfanne oder auf dem Rost in 20 Minuten gebraten) mit feinen Kartoffelbällchen nicht vom Übel, die letzteren geben auch eine angenehme Bervollständigung eines Eiergerichtes. So man hat, kann man auch ein paar Hammelstechnitten an naturell geben mit Salat oder Butternudeln und endlich sind alle warmen Käsefleischeln sehr beliebte Bervollständigungen festlicher zu gestaltender Tafeln.

Zum Tee schmecken übrigens auch gut in Salzwasser gekochte Maronen (Edelkastanien), die man unabgezogen in ihrer Kochbrühe zu Tisch bringt. (Löffel mit Serviette umhüllen!) Jeder Gast schält sich seine Früchte selber und verspeißt sie mit frischer Butter. Endlich sei noch zum Nachmittags- oder Nachtisch auf Schokoladenbaisers hingewiesen, wobei man etwa von anderen Speisen her zurückgebliebenes Eiweiß mit Zucker steif schlägt, etwas Kakaoöl durchschlägt und das Ganze in Häufchen auf Butterbrotpapier gestekt, auf der warmen Herdplatte oder auf einem über die fliegende Gasflamme gelegten Ruchblech mehr trocknen als backen läßt.